Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 185 — Bromberg, den 15. August — 1933.

Der Flug in die Ehe.

Roman von Hanns Gelsam.

(10. Fortsetzung.) ——

Als Alfred sich im Hotel des Bains am Lido von dem Reisestaub gesäubert und den Portier nach Marianne und Heinz von Weltersburg gefragt hatte, wurde er zur Hotelterrasse geführt.

Hier saßen beide mit Dr. von Kamp beim Kaffee.

Freudig überrascht sprang Marianne auf, als sie plötzlich Alfred vor sich sah. Innig küßte er ihre Hand und begrüßte dann die beiden Herren.

Marianne strahlte vor Freude und sah in ihrem weißen Tenniskleidchen so reizend aus, daß Alfred sich an ihr nicht sattsehen konnte.

Auch die beiden Herren saßen im Tennisdreß am Tische, wollten sie doch nach dem gemütlichen Vesperstündchen noch eine Stunde spielen. Gleich vor dem Hotel neben dem Badestrand lagen die gutgepflegten Plätze.

Die drei waren schon mächtig von der südlichen Sonne braun gebrannt, die trotz des kalendermäßig eben begonnenen Herbstes hier noch unbarmherzig herniederschien.

Nachdem sich auch Alfred etwas gestärkt hatte, gingen sie gemeinsam zu den Tennisplätzen. Heinz von Weltersburg spielte mit Dr. von Kamp einige Sätze, während sich Marianne und Alfred auf eine Bank setzten und bald so sehr im Gespräch vertieft waren, daß sie auf den Verlauf des Spieles keinerlei acht gaben.

Sie hatten sich so mancherlei zu erzählen, daß die Zeit wie im Fluge verging.

Marianne plauderte von ihrem Krankenlager, von der Mutter daheim, von Weltersburg, dem Oberförster Lessing und mancherlei anderen Personen und Dingen, die Alfred bekannt waren.

Dann berichtete sie von den ersten Tagen ihres Aufenthalts am Lido, was sie schon alles in Venedig gesehen hatte, welch eine Menge von Verehrern sich am Badestrand und beim Abendtanz um sie bemühte, obwohl ihr alle, wie sie lachend versicherte, Luft seien. Und heute gingen sie zur Festoper nach Venedig, wo aus Anlaß der Coppa Schneider die Mailänder Scala ein einmaliges Gastspiel gab.

Alfred war erstaunt. „Und wie denkst du, wo ich den Abend zubringe?" fragte er.

„Ja, daran habe ich noch gar nicht gedacht", sagte Marianne. „Dr. von Kamp hat vor Tagen schon die Karten besorgt, da sie frühzeitig ausverkauft waren, und da wußten wir noch nicht, daß du kamst. Aber vielleicht bekommen wir doch noch einen Platz für dich."

In Alfred stieg plötzlich wieder die Bitterkeit auf, die er damals schon empfunden, als Marianne ihm schrieb, daß sie zum Lido reisen würde und somit vielleicht in seinen Ferien nicht mit ihm zusammenkommen könnte.

Die beiden Herren hatten gerade ihr Spiel beendet, entlohnten die Balljungen und kamen herüber. Gemeinsam überquerte man die Straße und kehrte zum Hotel zurück.

„Heinz," bat Marianne, „wir müssen unbedingt sehen, daß wir für Fred noch eine Theaterkarte bekommen."

„Das wird kaum möglich sein," erwiderte Heinz, „du weißt, wie schwer es uns schon vor drei Tagen fiel, unsere Plätze zu bekommen."

„Ja, das hat viel Mühe und einen schönen Batzen Geld gekostet", sagte Dr. von Kamp. „Ich war zweimal darum in Venedig und habe sie endlich durch den Geschäftsführer unseres Hotels besorgen können. Ich will natürlich sofort jetzt mal zu ihm gehen und mein möglichstes versuchen. Vielleicht hat Herr Wenger noch Glück."

Alfred fand es verwunderlich, daß Dr. von Kamp ihm ungebeten diesen Gefallen erweisen wollte. In der Hotelhalle stieß man auch gleich auf den Hoteldirektor. Dr. von Kamp begann mit ihm eine lebhafte Unterhaltung, die auf italienisch geführt und daher von den anderen nicht verstanden wurde.

Alfred glaubte mehrmals, daß Dr. von Kamp einen unsicheren Blick zu ihm warf. Als der Direktor jedoch bedauernd die Achseln zuckte, da wußte Alfred sofort, daß nichts zu machen war.

In der Tat kam Dr. von Kamp mit dem ablehnenden Bescheid zurück. Durch die Anwesenheit des italienischen Kronprinzen und des hohen italienischen Hofadels, dazu der bedeutendsten ausländischen Gäste, die aus Anlaß der Coppa Schneider hier weilten, war die Galaoper ein festliches Ereignis ersten Ranges. Man hätte zehnmal soviel Karten dazu verkaufen können, wenn man sie gehabt hätte.

Marianne bedauerte so lebhaft dieses Mißgeschick und schilderte dann gleich darauf in solch beredter Weise die Bedeutung dieses gesellschaftlichen Ereignisses, worauf sie sich so riesig gefreut hätte, daß Alfred wohl bald merkte, daß sie sich selbst etwas schuldbewußt fühlte, ihn am ersten Tage ihres Wiedersehens allein zu lassen.

„Hole uns doch bitte am Theater ab," bat sie ihn, „wir setzen uns dann noch zusammen am Markusplatz zur Musik."

Alfred aber, der wohl herausgehört hatte, daß nicht der außergewöhnlich künstlerische Genuß der Mailänder Oper, sondern das gesellschaftliche Ereignis Marianne so sehr anzog, entschuldigte sich mit der Begründung, daß er die vorige Nacht und den Tag auf der Eisenbahn zugebracht und daher stark ermüdet sei. Er wolle sich dann lieber zeitig zur Ruhe begeben.

Bei dem gemeinsamen Essen im Speisesaal, zu dem Marianne bereits in großer Toilette und die Herren im Frack erschienen, merkte man es Alfred nicht an, daß er sich den ersten Tag seines Wiedersehens mit Marianne anders gedacht hatte.

Vor Tisch, als er sich in seinem Zimmer den Smoking anzog, hatte er darüber nachgedacht, was Marianne wohl dazu sagen würde, wenn sie heute hier angekommen und er am Abend ohne sie zum Theater gegangen wäre. Er nahm sich vor, morgen mit ihr darüber zu sprechen, denn über die Gefühle, die zwischen ihnen herrschten, mußte völlige Klarheit bestehen. Sie ist ja auch noch ein Kind, sagte er sich in seinem Zimmer.

Als er ihr jedoch am Tisch gegenübersaß und sie in ihrem prachtvollen Gesellschaftskleid, auf das sorgfältigste frisiert und mit auserlesenen Juwelen geschmückt, vor sich sitzen sah und dabei bemerkte, wie sie trotz lebhafter Unterhaltung ab und zu Zeit fand, durch rasche Seitenblicke nach den Nachbartischen festzustellen, welche Wirkung ihre Erscheinung auf die übrigen Herren hatte, da wußte Alfred mit einem Male mit Bestimmtheit, daß Marianne kein Kind mehr war.

*

Auf der Straße nach Staaken fuhr eine Taxe in schneller Fahrt zum Flugplatz. Ein frischer Septemberwind sorgte dafür, daß der Chauffeur trotz der frühen Morgenstunde recht munter war.

„Mich alten Mann so früh aus den Federn zu werfen ist unerhört", sagte Generaldirektor Wilmsen, der neben Käte Holten im Wagen saß und fröstelnd seinen Mantel zuknöpfte.

„Aber Onkelchen, kann ich denn dazu, wenn unser Start zu solch früher Stunde angesetzt ist", erwiderte Käte. „Ich hätte dich gerne mal hören mögen, wenn ich dich hätte schlafen lassen."

„Das möchte ich dir auch nicht geraten haben", brummte der Onkel und war froh, daß man jetzt den Flugplatz Berlin-Staaken erreicht hatte.

„Sei still, Onkel," scherzte Käte, „dafür, daß du mir die frühe Morgenstunde opferst, wirst du sicherlich zum Lohn mit mir zusammen geknipst, und dann kommt dein Bild mit in die illustrierten Zeitungen."

„Nun sieh mal einer solch einen Kiek-in-die-Welt", meinte Wilmsen belustigt, „was sich solch eine kleine Krabbe mit ihren zwanzig Jahren nicht schon alles einbildet."

Weiter kamen sie nicht, denn die Herren vom deutschen Aeroklub waren inzwischen zur Stelle und stellten sich Käte Holten bereitwilligst zur Verfügung.

Wilmsen sah zu seinem Erstaunen, daß er, der allgewaltige Generaldirektor eines der größten deutschen Werke, hier bei den Sportsleuten fast völlig Luft war. Lediglich als Statist seiner kleinen Nichte kam er sich vor; ärgerte sich jedoch keineswegs darüber.

Kunstflieger Ehrhardt kam über den Platz und begrüßte Käte in kameradschaftlicher Weise.

„Es wird gestartet, trotz erheblicher Windstärke", sagte er, nachdem Käte ihn dem Onkel vorgestellt hatte. Und als dieser etwas besorgt aufschaute, meinte er: „Unsere Maschinen halten's schon aus, nicht wahr, Fräulein Holten, vor ein bißchen Sturmwetter machen wir uns nicht bange."

„Es sind ja auch nur ein paar Stunden bis Wien", sagte Käte zum Onkel.

Inzwischen kam auch Kätes Monteur zu ihnen.

„Morgen, Hartmann," rief Käte ihm zu, „ist unsere Kiste in Schuß?"

„Jawohl, Fräulein Holten," sagte dieser, „alles in bester Ordnung. Ich habe die Tanks reichlich gefüllt, denn es wird allerhand Gegenwind geben." Käte stellte auch Hartmann dem Onkel vor. „Das ist mein Franz", fügte sie erklärend hinzu.

„Wer ist das?" fragte Wilmsen, als ob er nicht recht verstanden hätte.

Käte mußte über sein erstauntes Gesicht so lachen, daß sie nicht antworten konnte Statt dessen gab Ehrhardt die Antwort.

„In unserem Fliegerjargon heißt jeder Flugzeugführer, ob männlich oder weiblich ist gleich, Emil, und jeder Beobachter oder Orter Franz. Fräulein Holten ist also in diesem Falle der Emil und Herr Hartmann, ihr Orter, der Franz."

„Ah, ich verstehe", sagte Wilmsen. „Ein wenig kenne ich von Ihren Fachausdrücken schon durch meine Nichte. Ich erinnere mich jetzt, daß sie mir gestern abend erzählte, sie hätte sich gestern beinahe verfranzt. Das hängt also mit ‚Franz' zusammen und heißt wohl so viel wie verirrt."

„Onkelchen, du wirst auch noch Pilot", meinte Käte vol Anerkennung. „Doch jetzt wird's Zeit, daß ich zu meiner Kiste komme."

Während sie mit dem Monteur zu ihrem Flugzeug schritt, klärte Ehrhardt den Generaldirektor noch schnell darüber auf, daß mit „Kiste" stets das Flugzeug gemeint war.

In den nächsten Minuten herrschte ein lebhaftes Treiben auf dem Platze. Nach und nach wurden die 26 noch im Wettbewerb liegenden Maschinen abgelassen, und dazwischen versuchten Photographen und Filmoperateure immer wieder die verschiedensten Aufnahmen.

Einige Herren der englischen und französischen Botschaft standen bei ihren an dem Flugwettbewerb teilnehmenden Landsleuten, zur Feier des Tages mit Zylindern geschmückt. Von ihnen hörte man, daß die beiden am Vortage auf der Strecke Brüssel—Berlin am Teutoburger Wald verunglückten englischen Flieger wohl Arm- und Beinbrüche davon getragen hatten, daß sie aber mit dem Leben davonkommen würden.

Für die heutige Etappe nach Wien hoffte man auf günstigeres Wetter. Zunächst sah es allerdings noch nicht danach aus. Die zahlreichen Flaggen am Rande des Flugfeldes flatterten so kräftig, daß von einem Nachlassen des starken Windes noch nichts zu merken war. Die von der Wetterwarte ständig durchgegebenen Berichte meldeten auch nichts über eine bessere Wetterlage. Nur aus Wien selbst wurde vorzügliche Witterung und Sonnenschein gemeldet.

„Dann man tau", sagte Ehrhardt, winkte zu Käte Holten, die auch startfertig im Lederanzug bereitstand, und bestieg sein Flugzeug.

Käte nahm vom Onkel Abschied, während ihr Monteur schon mit dem Bordbuch zum Startleiter ging, um die genaue Abflugzeit eintragen zu lassen.

„Also Onkelchen, hab' vielen Dank, daß du dich meiner so lieb angenommen hast," sagte sie, „ich habe mich gefreut, daß du gerade in diesen Tagen in Berlin geschäftlich zu tun hattest. Von Wien, Venedig und Genf bekommst du Kartengrüße von mir."

„Wenn du nur erst glücklich am Ziel wärst", sagte Wilmsen und konnte seine Besorgnis doch nicht so recht verbergen. Da kam der Monteur mit dem Bordbuch zurück.

„Wir müssen starten!" rief er schon von weitem.

Noch einmal drückte Wilmsen Kätes Hand: „Soll ich daheim denn keine Grüße bestellen?" fragte er.

„Natürlich," antwortete Käte, „das hätte ich ja beinahe vergessen. Grüße Vater und Marga und Irene und sag' bitte, ihr Jung wär' in acht Tagen wieder daheim." Noch ein Händedruck, und schon saß sie auf ihrem Führersitz, schnallte sich fest und gab Hartmann das Zeichen, daß er den Propeller anwerfen sollte.

Fünf Minuten später kreiste sie hoch über dem Platz und verschwand dann in südöstlicher Richtung.

„Wer bei dem Wetter die Chose glücklich zu Ende fliegt, kann was", sagte jemand hinter Generaldirektor Wilmsen, der dem davoneilenden Flugzeug nachschaute, bis es am Horizont verschwand. Da drehte sich Wilmsen um und verließ, nicht ganz ohne Sorgen, den Platz.

Etwa eine Stunde später näherte sich Kätes Flugzeug der tschechischen Grenze. Bisher hatte sie Rückenwind gehabt und war mit unheimlicher Geschwindigkeit geflogen.

Als sie kurz vor dem Gebirge größere Höhe zu erreichen suchte, hatte sich der Wind gedreht. Mit Vollgas arbeitete sich das Flugzeug voran, ab und zu von stürmischen Aufwinden recht kräftig emporgeworfen.

Plötzlich setzte der Motor aus. Käte versuchte alles nur Mögliche, aber vergebens, die Latte stand, d. h. der Propeller zog nicht mehr. Nun hieß es aufpassen und nicht den Kopf verlieren.

Wo man in diesem bergigen Gelände notlanden konnte, war Käte rätselhaft. Sie hatte alle Mühe, die jetzt wie ein Spielball vom Winde hin- und hergeworfene Maschine immer abzufangen. Mit rasender Geschwindigkeit näherte man sich der Erde.

Ein schmales Tal konnte vielleicht ruhigeren Wind bringen und wurde angesteuert. Von einer Wiese war ringsum nichts zu sehen. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Dort die Tannenschonung mußte genommen werden. Im letzten Augenblick löste Käte den Gurt, mit dem sie auf ihrem Sitz festgeschnallt war, dann schlug die Maschine auch schon auf dem Boden auf und bohrte sich krachend ein. (Forts. folgt)

Die Spazierfahrt.

Skizze von Rudolf Presber.

Das Schicksal macht zuweilen Witze mit uns. Mit mir besonders gern. Wäre ich ein Japaner und teilte die religiösen Ansichten des Volkes von Nippon, so wäre die Frage gelöst. Denn die Götter der Japaner lachen gern und lassen sich auch so abbilden. Und daß in einem deutschen Leben ein japanischer Gott heimliche Gastspiele gibt, kann ich eigentlich nicht annehmen.

Aber das ist, wie ich sage . . . Und jetzt habe ich wieder ein Beispiel davon erlebt, das mich in eine recht wunderliche Lage brachte.

Also — Eveline schreibt mir. Plötzlich, nach zwölf Jahren, erinnert sie sich unserer zarten Beziehungen, von denen wir beide einmal gewünscht hatten, daß sie ewig grünen blieben, und die uns natürlich diesen Gefallen nicht getan hatten.

Dann kam die Trennung. Ich lernte eine Dame kennen, die noch besser zu mir zu passen schien, und eh' ich's Eveline noch andeuten konnte, war sie nach Baden-Baden gefahren mit einem Film-Schauspieler, der ihr Talent entdeckt hatte. Später hat er's wieder zugedeckt, das Talent.

Und nun auf einmal... „Schließlich, wir mochten uns doch mal ganz gerne“, schreibt sie zart andeutend in ihrem gestrigen Brief, „und ich habe zufällig — die Züge liegen so dumm — keinen direkten Anschluß in Berlin, könnte also in Wannsee für eine halbe Stunde die Fahrt unterbrechen. Mir wurde gesagt, daß du in der Nähe von Wannsee ein Häuschen hast. Auch einen Wagen? Hoffentlich. Dann sei also am Donnerstag um 9 Uhr 20 mit dem Wagen vor dem Bahnhof Wannsee. Wir fahren dann eine halbe Stunde spazieren — ich würde mal gern wieder einen Blick auf die Pfaueninsel werfen — und du setzt mich um 10 Uhr 09 wieder am Bahnhof ab. Ja?... Gemacht!“

Sie schreibt „gemacht“. Aber erstens habe ich eine Sitzung in Berlin absagen müssen, um es machen zu können; zweitens habe ich keinen Wagen, wie ihre üppige Phantasie es voraussetzt. Und drittens bin ich doch, was ihr niemand mitgeteilt zu haben scheint, verheiratet seit drei Jahren . . . Na, ja.

Aber schließlich — enttäuschen kann ich sie nicht. Und wiedersehen möchte ich sie auch einmal. Und Spazierenfahren von neun Uhr zwanzig bis zehn Uhr neun ist schließlich keine strafbare Sache, die ich vor meinem ehelichen Gewissen nicht verantworten könnte. Und ein Blick auf die Pfaueninsel — ist keine Sünde.

Ich telephoniere also mit Bornemann, dem einzigen Auto-Vermieter in unserem Villen-Örtchen. „Herr Bornemann, ist Ihr Auto morgen frei? — Wann? Vormittags — so kurz nach neun Uhr zwanzig müßte ich in Wannsee sein... Und wann wir zurückkehren —? Na, um zehn Uhr neun können wir wieder vom Bahnhof Wannsee abfahren . . . Wie? Bestimmt nicht später? Nein. Gut, also Sie kommen!“

Am Abend dieses Tages, als wir schon im Bett liegen und das Licht ausmachten, sagt meine Frau: „Ach, ich vergaß dir zu berichten, Bubi, der Bornemann hat, als du vorhin den Hund ans Bäumchen führtest, angerufen.“

„Bornemann? Was wollte er denn?“

„Es war wieder so schlecht zu verstehen. Er hat etwas von „Schmuck“ oder „Schnuck“ gesagt . . .“

„Schmuck oder Schnuck —? Ich kenne keinen Herrn Schnuck. Aber ich wollte morgen zu einer Sitzung mit ihm nach Berlin fahren. Hat er das vielleicht abgesagt?“

„Ich habe“ — meine liebe Frau ist schon wieder beim Einschlafen — „habe bloß „Schmuck“ oder „Schnuck“ verstanden.“ Und sie schlief schon sanft.

Am andern Morgen um ein halb acht, als ich — leise, leise, fromme Weise — aufstehe, schläft sie noch sanft.

Ich kann nur sagen: glücklicherweise, denn . . .

Ich trinke rasch Kaffee, der gräßlich heiß ist. Schneide mir im Garten vom Beet drei Rosen ab, die ich — unschuldig — in Zeitungspapier wickle, denn anderes finde ich nicht. Und auf das Hupenzeichen von der Straße her — das mir anzeigt: Bornemann ist da mit dem Wagen — stürze ich zur Gartenpforte.

Bornemann, der biedere Bornemann, steht grinsend am Tor. Tadellos rasiert, kommt mir vor, als sei er feierlicher denn sonst. Auch eine Blume hat er im Knopfloch. Bornemann reißt die Wagentür auf, ich will einsteigen und — stehe wie festgebannt und staune.

„Was ist denn das?!“ Das schon etwas mitgenommene Mietsauto hängt voller grüner Girlanden. Von der Decke baumelt's grün, an den Fenstern windet sich's zu zwei neckischen Kränzlein — und in dem Grün lauter weiße Blüten. Himmel — Myrten — überall Myrten!

„Bornemann, sind Sie verrückt geworden?“

„Nein“, feixt er, „bloß mein Sohn . . .“

„Ihr Sohn . . . Wieso —?“

Er heiratet heute. Und um zwölf Uhr muß ich ihn aufs Standesamt fahren, da haben wir den Wagen jetzt schon . . . Denn wenn wir erst gegen elf von Wannsee kommen, ist doch keine Zeit mehr . . .“ Und da er mein sichtlich nicht sehr erfreutes oder vielleicht sogar blödes Gesicht sieht, stockt er. „Ja, aber ich hab' doch gestern noch telephoniert und Ihrer Frau Gemahlin gesagt von dem Schmuck . . .“

„Ach so, der Schmuck oder Schnuck . . .“

„— und sie hat gesagt „ist gut“ und hat angehängt.“

„Lieber Herr Bornemann, das ist aber sehr unangenehm. Ich kann doch nicht so als Hochzeiter . . . und gerade weil ich eine Dame abhole . . . . eine Dame, die . . , hm . . . die . . . eben eine unverheiratete Dame —“

„Aber Sie sind doch verheiratet, Herr Doktor, das wissen doch alle.“

„Alle? Alle — auch nicht. Aber nun ist ja nichts mehr zu machen. Oder könnt' man vielleicht für die Fahrt noch rasch die Girlanden herunternehmen von den Fenstern?“

„Nee, das geht nicht, Herr Doktor, das ist doch nun alles festgenagelt. Und nachher haben wir auch keine Zeit mehr. Fast wird's schon so zu knapp, wenn wir nicht losfahren.“

Und so fahren wir los. Ich lege mich tief hinten in die Kissen und ziehe meinen Hut ins Gesicht. Trotzdem — wir begegnen meinem Barbier, der den Amtsvorsteher rasiert hat und tief erstaunt mir in dem geschmückten Wagen nachsieht. Wir überholen den lustwandelnden Oberst a. D., der mich erkennt und verwundert grüßt. Und wir fahren durch einen Haufen Kinder, die mir jubelnd Ovationen bringen.

Ich überlege, ob ich halten lassen und still heimgehen soll. Aber da fahren wir schon vor den Bahnhof Wannsee.

Um zwei Minuten komme ich zu spät. Sie, Eveline, steht schon da.

Immer noch in ihrer Vorliebe für dottergelbe Blusen und auffallenden Schmuck. Auch das Parfüm — eine Mischung von Lavendel und Reseda, die sie selbst bereitet — ist noch das alte.

Sie winkt schon von weitem. Begreift auch sofort, daß ich nicht aussteige, und will eben — wie einst im Mai — ganz rasch zu mir herein.

Will — und stutzt — genau wie ich gestutzt habe.

„Was denn um Himmelswillen, all das Grüne . . . Das soll doch nicht . . ?“

„Es soll nicht“, beruhige ich sie.

„Ja, aber“ — halb lacht sie, halb scheint sie böse — „Du hast das vielleicht mißverstanden, Hansel, das mit dem Brief? Ich habe dir ganz vergessen zu schreiben, ich bin nämlich —“ immer noch zögert ihr Fuß auf dem Trittbrett — „ich bin nämlich seit zwei Jahren verheiratet.“

Ich sage: „Das trifft sich gut. Ich auch.“

„Du auch?“ Schon sitzt sie neben mir. Die Tür fällt ins Schloß.

Es war eine wunderliche, aber eine sehr nette Fahrt den Wannsee entlang zwischen den Myrtenkränzen und Girlanden.

. . . Bei Tisch sagt plötzlich meine Frau: „Was ist denn das, Bubi, du hast ja ein Blümchen zwischen die Rockklappe geklemmt. Eine Myrte? Wahrhaftig, es ist eine Myrte!“

„Eine Myrte“, sage ich schnell gefaßt, „ja, nach der Sitzung, weißt du, da war ich noch rasch in einem Blumenladen — und da habe ich sechs Kaktüsse — sechs ganz reizende Kaktüsse — für deinen Steingarten bestellt.“

... Die Bestellung habe ich dann am Nachmittag telephonisch nachgeholt.

Vor dem Schlafengehen — spät abends — gibt mir plötzlich meine Frau sechs Küßchen. Ganz leichte liebe Küßchen. Wie sie es eigentlich lange nicht getan hat.

„Weißt du, wofür?" fragt sie schelmisch.

Ich bin ahnungslos.

„Für die Kaktüsse. Du hast manchmal zu nette Einfälle, Bubi!"

Die Schlacht an der Sternschanze.

Skizze von Erich Ernst Lüth-Hamburg.

Schon war die Stadt ein aufgewühlter Ameisenhaufen. Es rumorte wild in Gassen und Twieten und auf den Märkten und war ein Flüstern von Haus zu Haus. Die Bürger standen an den Bordsteinen, lamentierten erregt, und über ihren Köpfen hing eine Wolke Not. Die Hamburger Truppen standen immer noch in hellen Scharen bei Bergedorf und hinter den Deichen von Vierlanden gegen den Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle. Und die daheim fragten Stunde um Stunde: Werden sie gut fechten? Wird Georg Wilhelm gegen die Stadt anrücken? Oder werden ihn die Unsern im Sturm in die Elbe werfen?

Die Herren im Rat, die um Hieronymus Snitger und Cordt Jastram versammelt saßen, hatten dicke Köpfe. Es war eine böse Zeit für sie. Und immer wieder fragten einige: Stehen unsere Truppen nicht am falschen Ort? Was soll geschehen, wenn auch noch die Dänen auf die Stadt eindringen? Hieronymus Snitger verhieß ihnen: Sie werden nicht wagen, den Arm gegen uns zu erheben!

Und nun läuteten die Glocken Sturm. Die Glocken vom Dom und von Sankt Jacobi, Katharinen und Nicolai. Sie läuteten dumpf und riefen wie ein Chor schwarzgekleideter Büßer zum Himmel, so dumpf und hämmernd klang ihr Ruf: Die Dänen sind da! Die Dänen sind da! Und Hieronymus Snitger, der Dänenfreund im Rat, ward kreidebleich, als die Kunde ins Rathaus gesandt wurde: Sie kommen als Feinde! Da hatten sich die übrigen Herren erhoben und Hieronymus Snitger und Cordt Jastram allein gelassen im getäfelten Saal, und niemand blieb da außer den beiden, dem Sekretarius und einem Ratsdiener in weißen Strümpfen.

Die Glocken aber, die sonst Frieden läuteten und die Stunden der Vergänglichkeit maßen, schrien nun Kampf und schrien es hinaus über alle Straßen: Unsere Truppen stehen falsch. Sie stehen im Osten gegen den Lüneburger, der sich nicht rührt, und König Christian rennt mit Wagen und Pferden und vielen Kanonen und 16 000 Mann gegen den Westen unserer Stadt!

Da griff von den Bürgern der Stadt Hamburg alles, was eine Muskete tragen konnte oder den Bombardiers in den Bastionen Handreichungen zu machen wußte, zu den Waffen. Sie besetzten Petrus und Rudolphus, Ulricus, Joachimus und Eberhardus und die anderen Bastionen und schickten eine starke Mannschaft gegen die Sternschanze, die König Christian als erste der Befestigungen mit stürmender Hand einzunehmen gedachte.

An diesem Tage aber, man schrieb den 21. August und zählte das Jahr 1686, schritt eine junge Frau durch eines der Häuser in der Mühlenstraße. Sie hatte alle Fensterläden geöffnet, denn die Luft war drückend heiß, und wie das ihre, so standen auch die anderen Häuser in der Mühlenstraße, am Brauerknechtsgraben und Schaarmarkt, am Grimm und am Cremon leer. Denn die Männer waren draußen auf den Schanzen. Da donnerten die Kanonen, die Musketen knallten. Der Kriegslärm fiel aus der Luft über die Weiber, die sich ängstigten. Die in der Mühlenstraße war eine von ihnen.

Die in der Mühlenstraße feierte so den zweiten Tag ihrer Ehe, und heute stand Meister Henning, ihr Mann, draußen am Feind.

Noch lagen der jungen Meisterin die Hochzeitsglocken in den Ohren. Da hatte schon die Wirklichkeit um sie her, die Wirklichkeit über der Hansestadt düstere Gestalt gewonnen. War der Inhalt dieses Sommers nicht düster genug? Der Kaiser grollte den Hansen, der Lüneburger Herzog hatte schon die Plempe gezogen, bei Glückstadt hielt der Dänenkönig Hamburgs Schiffe auf und belegte sie mit bitterem Schandzoll, und nun stand Christian gar selbst mit 16 000 Bewaffneten vor der Sternschanze, und die Handwerkmeister, Gesellen und Knechte mußten die fehlenden Söldner ersetzen.

Und Frau Marie schritt durch ihr neues Haus, durch Küche, Kammer und Werkstatt und schaute dann über die verödete Straße. Gleich ihr schauten andere Weiber aus den Fenstern und Türen, nickten einander ernst und verängstigt zu.

Und doch siegten die Hamburger, siegten in der Schlacht an der Sternschanze, in der Kette blutiger Scharmützel. Christian war baß erstaunt und fragte ein um das andere Mal seine Obristen: Das sollen die fetten Krämer sein? Das die reichen Pfeffersäcke, die so gut schossen und dreinschlugen wie Dithmarscher Bauern?! Es waren die Handwerker und ihre Gesellen, die sich so wacker hielten. Dieselben, die an den Frieden mit Christian geglaubt hatten und die im Zorn aus der Haut fuhren, nun der König den Frieden brach. Und die Glocken klangen den Sterbenden in die Ohren, wenn sie ins Gras sanken vor ihrer lieben Stadt. Die Glocken von Hamburg läuteten herrlich und nah und trösteten die, die sterben mußten, und mahnten die Kämpfer. Christian aber focht Tag um Tag um dieselbe Schanze und konnte sie nicht gewinnen.

Eine der ersten Witwen dieser Schlacht war die junge Meisterin aus der Mühlenstraße, Marie Henning. Sie hatte ihren lieben Mann nur eine Nacht umarmt. Da zog er auf die Sternschanze und starb. Eine Kugel war ihm in den Hals gedrungen. Er wollte laut rufen: Marie! Doch in seine Stimme drang Blut, und er vermochte keinen mehr zu grüßen, auch nicht das junge Weib. So färbte sich der Himmel über dem Lande Holstein vor Hennings Augen dunkelrot. Und es war sein eigen Blut, das den Himmel trübte und auf die Erde niedertropfte.

Im September schon ließ der Dänenkönig ab von der Schanze, an der Meister Henning vor vielen anderen erschossen lag. Da jubelte die ganze Stadt, und die Schiffe im Hafen waren reich beflaggt. Vor dem Rathaus sammelte sich das Volk und schrie den neuen Herren im Rat Victoria zu.

Bunte Chronik

Gerhart Hauptmanns jüngstes Werk.

In dem Zeitpunkt, da Gerhart Hauptmanns letztes Schauspiel „Vor Sonnenuntergang" nach seinem Siegeszug durch alle deutschen Lande auf den englischen Bühnen Einkehr hält, hat der greise Dichter ein neues Werk vollendet. Auf seinem Sommersitz in Hiddensee hat er die Dichtung „Die goldene Harfe" fertiggestellt und das Manuskript für die deutschen Bühnen freigegeben. Gerhart Hauptmanns jüngstes Werk spielt in der Zeit nach den Freiheitskriegen. Zwei junge Adlige treffen auf einem verwunschenen Schloß ein junges Mädchen, zu dem sie beide in heißer Liebe entbrennen. Die beiden Zwillingsbrüder, die bis dahin unzertrennlich waren, stehen sich von nun an feindlich gegenüber, bis einer von ihnen durch Selbstmord aus dem Leben scheidet, um dem Bruder, den er doch noch liebt, den Weg zu seiner Geliebten freizumachen. — Vorläufig ist die Frage noch nicht geklärt, an welcher Bühne die Uraufführung des neuen Stückes stattfinden wird.

Lustige Ecke

Mitleidig.

„Mein Onkel hat morgen Geburtstag, da will ich ihm 100 von diesen Zigarren schenken, oder weißt du etwas, was ihm mehr Freude machen würde?"

„Gewiß, lieber Freund, schenk' ihm von der Sorte bloß 50."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.